

SUSANNE GÖTZE

LAND UNTER IM PARADIES

REPORTAGEN AUS DEM
MENSCHENZEITALTER

bar vom Thema abkommt. Die meisten Menschen, die ich befragen konnte, hatten noch nie einen Journalisten gesehen und wussten auch nicht, was für einer Art Arbeit er nachgeht.

Am Viktoriasee in Uganda habe ich das größte Interview meines Berufslebens geführt. Dort versammelte sich die Dorfgemeinschaft unter einem großen, knorrigem Baum. Auf Plastikstühlen und Baumstümpfen bildeten die rund 50 Abgeordneten des Dorfes einen Kreis. Auf meine Fragen hin traten sie jeweils einer nach dem anderen in den Kreis und antworteten. Das Interview dauerte über zwei Stunden, und es war eines der spannendsten Gespräche, die ich je geführt habe. Später fragten mich die Menschen, was mit ihren Antworten passieren würde und ob ich Hilfe holen könne. Ich versuchte ihnen zu erklären, dass meine Texte in Deutschland gelesen würden. Dass Hilfe käme, konnte ich ihnen nicht versprechen. Tatsächlich bewirkte jedoch ein Beitrag auf *Spiegel Online* später, dass das fragwürdige Klimaschutzprojekt, unter dem die Menschen litten, überprüft wurde. Ein Mitarbeiter musste aufgrund meiner Recherchen seinen Posten räumen, da die Gold-Standard-Stiftung um ihren Ruf fürchtete. Und nicht nur das: Ein Bauer bekam, drei Jahre nachdem sein Haus von Sicherheitsleuten des Klimaschutzprojektes abgebrannt worden war, endlich seine Entschädigung. Doch auch das ist letztendlich nur Kosmetik. Denn das eigentliche Geschäft mit dem Klimaschutz, unter denen die Kleinbauern dort

leiden, geht weiter, weil der gesamte Markt von privaten Gutachtern, Firmen oder auch NGOs kontrolliert wird. Trotz der Beteuerungen und angeblich meterdicken Berichten über die »Sozial- und Umweltverträglichkeit« sogenannter CO₂-Projekte zeigt ein einfacher Besuch vor Ort ein ganz anderes Bild. Ernst genommen haben mich diese NGOs und Unternehmen nur, weil ich in persona angereist bin und Interviews geführt habe, was eigentlich die Aufgabe der Gutachter wäre. Doch es bleibt bei der einfachen Wahrheit: Menschen, die nichts haben, haben auch keine Stimme. Niemand hört auf sie, niemand interessiert sich für irgendwelche Bauern, die nicht einmal eine Mailadresse haben. In einem Gespräch mit der Firma Green Resource, die mich nach einigem Hin und Her dann doch in ihrem Büro empfing, raunte mir einer der Mitarbeiter nach einer Stunde Diskussion mit einem Augenzwinkern zu: »Diese Menschen wollen doch gar nicht arbeiten, sie sind faul und lungern nur rum. Sie wollen sich doch nicht ernsthaft für diese Leute starkmachen?« Dieser ältere Herr war selbst Ugander und in diesem Land aufgewachsen. Aber er stammt aus einer guten Familie, konnte studieren und bekam einen Posten bei dem norwegischen Unternehmen. Für ihn sind seine Landsleute, die am Viktoriasee in slumähnlichen Blechhütten wohnen, nichts als Abschaum.



Uganda

Der Baum, mein Feind

Als Chairman Jam Atube William vor 20 Jahren aus seinem Dorf vertrieben wurde, glaubte er noch an die Versprechen seiner Regierung. Der hagere Gemeindevorsteher von

Bukaleba lebt seither am Ufer des Viktoriasees im Südosten Ugandas. Über 500 Menschen wohnen hier in Holzbaracken und kleinen Lehmhütten. Die Regierung versprach, dass sie bleiben könnten. Doch das Versprechen hielt sie nicht. Dort, wo sie einst ihr Gemüse pflanzten und ihre Tiere grasen ließen, steht heute ein Kiefernwald. Die nackten Stämme der nordischen Baumart stehen in Reih und Glied, an den Rändern der Plantage haben die Besitzer bereits neue Setzlinge eingegraben – und das bis vor die Türen und Fenster der Dorfbewohner. Die Bäume haben das Dorf an die Ufer des Sees gedrängt. Bukaleba sitzt in der Falle. Und mit ihm noch drei weitere Dörfer – insgesamt sind fast 1.500 Menschen zwischen den Kiefern und dem See »eingeklemmt«.

Die Kiefernwipfel erstrecken sich, so weit das Auge reicht, zwischen den Stämmen schlängeln sich die roten Sandwege





Chairman William in einer Kiefernplantage, wo seine Leute einst ihre Häuser bauten und ihr Vieh weiden ließen.

für die Jeeps der »Förster«. Wäre das Rot des Bodens nicht, man könnte sich in Bukaleba wie in Brandenburg fühlen – nur bei 40 Grad im Schatten. Eine fast surreale Stille herrscht in dem künstlichen Kiefernwald, ganz so, als wäre kein Leben in ihm.

Wo ein Baum steht, kann kein Haus gebaut, keine Maisfelder oder Viehweiden angelegt werden. Irgendwann werden die Kiefern die Ufer des Sees säumen. Wenn das Holz geerntet ist, soll wieder aufgeforstet werden. Wo die Menschen von Bukaleba dann wohnen sollen, weiß niemand. Dieser Kiefern-